Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 212 (1939)

Rubrik: Weltchronik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weltchronik.

(Vom 1. Juli 1937 bis 30. Juni 1938.)

Der Chronist muß eingestehen, daß er sich vor einem Jahr irrte, als er annahm, die japanischen Parteien würden ihre Generäle zurückbinden und einen Krieg mit China verhindern. Von diesem Irrtum ausgehend, richtet er nun seinen Blick zuerst auf den **japanisch-chinesischen Krieg.** Es ist diesem furchtbaren Ereignis keine Kriegserklärung vorausgegangen. Vielleicht würde das Parlament in Tokio sich geweigert haben, einen solchen Absagebrief zu unterschreiben, und wahrscheinlich hätten auch die Ratgeber des Kaisers davon abgeraten. Ja, es ist sogar möglich, daß die Urheber des Feldzuges ursprünglich gar nicht wußten, was sie anstellten, als sie den Zusammenstoß bei Peking, bei der sogenannten Marco-Polo-Brücke, zum Anlaß nahmen, um weitere Teile von Nordchina zu besetzen und die chinesische Zentralregierung zu zwingen, ihre Armeen aus den nördlichen Provinzen zurückzuziehen. Als die Regierung des Generals Tschiang Kai Scheck in Nanking sich weigerte, den Forderungen der japanischen Armee zu entsprechen, war das Unheil da. Das Merkwürdige am Kriegsausbruch bestand darin, daß auf japanischer Seite die in China stehende Armee, nicht die Regierung in Tokio, verhandelte und daß anscheinend die Armee von sich aus angriff, daß dann aber das Reich des Mikado einfach mitging. Es wurde Ehrensache, die Armee nicht im Stich zu lassen und von den Chinesen keinen Schimpf einzustecken.

Johannes Baumann.
Bundespräsident für das Jahr 1938.
Photopreß, Zürich.

Der Krieg begann auf zwei Fronten. Die Japaner nahmen zuerst die alte Hauptstadt Peking und Tientsin, die Ausgangspunkte der beiden einzigen Nord-Süd-Eisenbahnen nach Nanking und Hankau. In diesen zwei Städten und dem Gebiet dazwischen marschierte eine Armee auf, die auf vielleicht eine Viertelmillion geschätzt wurde. Bevor der Angriff nach Süden begann, mußte der rechte Flügel sich nach Nordwesten Luft machen. Der Nankaupaß und Kalgan wurden nach schweren Gebirgskämpfen erobert und der Weg frei gemacht für die Mongolen des Fürsten Teh, der die Provinzen Tschahar und Sui-Yuan nördlich der großen Mauer erobern sollte. Nach dieser Sicherung griffen die Eroberer die schlecht ausgebildeten und sehr unterlegen bewaffneten Provinztruppen an, die bei Pautingfu den Weg von Peking nach Hankau zu sperren versuchten. In monatelangem Ringen wurden die Chinesen Hunderte von Kilometern südwärts gedrängt, die Gruppe südlich von Tientsin desgleichen; Seitengruppen der Japaner brachen in die erz- und kohlenreiche Provinz Schan-Si ein, eroberten Tay-Yuan und das ganze Gebiet innerhalb des großen Hoangho-Knies. Am Gelben Fluß blieben die Eroberer zunächst stehen und warteten darauf, daß der Gouverneur von Schantung sich ihnen anschließe.

Auf der zweiten Front, bei Schanghai, standen die Japaner den modern ausgebildeten Divisionen der Nankingregierung gegenüber. Viele Wochen lang verteidigten diese Divisionen ihre Stellungen zwischen dem Fort Wusung und der Chinesenstadt Nantau und verhinderten lange die Landung der japanischen Korps, wichen nachher in eine zweite Linie und hielten ebenso hartnäckig stand, bis sie endlich, zerschossen, dezimiert und, wie Augenzeugen dies belegten, fast Mann

für Mann einmal oder mehrmals verwundet, abzogen. Die eingesetzten Ablösungstruppen vermochten die Lage nicht zu retten und lieferten Rückzugsgefechte bis hinauf nach Nanking und südwärts bis Hangtschau. Zu einer furchtbaren Katastrophe wurde die Eroberung der Hauptstadt Nanking, die zum größten Teil in Trümmer geschossen wurde. Die amerikanischen Missionare erzählen von unmenschlichen Taten der Eroberer gegenüber der Zivilbevölkerung, gegen Kinder und Frauen und wehrlose Fischer und Bauern.

Nach der Eroberung des Nordens und der Gebiete zwischen Schanghai, Nanking und Hangtschau im Süden setzte eine Pause ein. Die Chinesen reorganisierten ihre Armeen, die Japaner zogen Verstärkungen heran und schlugen sich während langer Monate mit den Freischaren herum, die überall im eroberten Gebiete auftauchten, die Eisenbahnlinien unterbrachen und alle Transporte bedrohten. Es scheint, daß überhaupt nur die Landstreifen längs der Bahnlinien fest im Besitz der Japaner seien, während sich zwischen diesen Linien überall lokale Behörden festsetzten und den Guerillakrieg führten.

Die zweite Phase des Feldzuges eröffneten die Japaner mit dem Einbruch in die Provinz Schantung. Sie setzten sich dadurch in den Besitz der Eisenbahn von Tsingtau her, die kürzer und leichter zu verteidigen ist als die Nord-Süd-Linien. Nach der Festsetzung in Schantung wurde der Aufmarsch zum Hauptangriff von zwei Seiten her vollzogen: Die eine Gruppe drückte vom Nordosten her gegen den Hoangho und den großen Kaiserkanal auf die sogenannte Lunghai-Bahn und Hsutschau, den Kreuzungspunkt dieser Ost-West-Linie mit der Tientsin-Nanking-Bahn. Demselben Ziele zu arbeitete sich die Südgruppe, von Nanking und dem Tal des Jangtse nördlich vordringend. Eine Reihe von mörderischen Schlachten, bei denen die Chinesen sich als schwer unterschätzte Gegner erwiesen, brachte den Angreifern schließlich den Sieg bei Hsutschau, aber nicht, wie sie erhofft, die Vernichtung der gegnerischen Armee. Der Rückzug der Chinesen auf eine weit entlegene Linie wurde möglich, und schon die Widerstände der Truppen, die diesen Rückzug deckten, bei Kaiföng, bei Lanfeng, bei Tschengtschau und anderwärts bewiesen, daß die Angreifer noch sehr weit von ihrem Enderfolg entfernt seien.

Um eine weitere Verfolgung zu unterbinden, durchstachen die Chinesen selbst die Dämme des Hoangho, überschwemmten das ganze ungeheure Gebiet der östlichen Provinz Honan und erzwangen dadurch eine Gefechtspause von langen Wochen. Es heißt, daß mehr als hunderttausend Tote in den Schlammfluten des Gelben Flusses gegen Südosten trieben und daß Riesenflächen besten Kulturlandes, in Jahrhunderten geschaffen, vernichtet seien. Aber auch diese beispiellose Tat der chinesischen Landesverteidigung brachte nur eine Pause, nicht die Rettung.

Denn die wendigen japanischen Generäle transportierten rasch einen Teil ihrer Armee aus dem Hoangho-Gebiet ins Jangtsetal, und der Angriff gegen Hankau begann, statt vom Nordosten her, nun vom Südosten. Während diese Zeilen geschrieben werden, arbeiten sich die japanischen Kriegsschiffe langsam den Jangtsekiang hinauf und setzen mehrfach Truppen an Land. Gerüchte gehen um, die Verteidiger würden auch die Dämme des Jangtse durchstechen und ohne Gnade weitere Gebiete versumpfen. Da dies nur im Rücken der Angriffskorps geschehen kann, müßten die Freischärler diese Aufgabe durchführen. Vielleicht vermögen die Japaner die Gefahr zu bannen.

Der Ausgang des Krieges kann bis zur heutigen Stunde nicht prophezeit werden. Viele Berichte behaupten, die chinesische Armee stehe überhaupt erst jetzt auf der Höhe ihrer Aufgabe und könne nach dem verflossenen Kriegsjahr ebensogut ein zweites aushalten, und die Japaner würden auf steigende Schwierigkeiten stoßen, je weiter sie ins Innere des Landes drängen.

Wir wissen nicht, wie richtig diese Behauptungen sind. Nur das wissen wir: Der Respekt der Asiaten vor den Europäern und Nordamerikanern sinkt langsam unter Null. Sie sehen nur, wie die Weißen mit beiden Parteien Lieferungsgeschäfte machen und sich dabei alles bieten lassen, ohne einzugreifen.

Das britische Weltreich vor allem spürt die japanische Verachtung. Die Zeitungen in Tokio sprechen unverhohlen die Meinung der Generäle aus, man habe sich vor der britischen Flotte nicht zu fürchten. Für die Beschießung der Autos höch-

ster britischer Vertreter in China war von Japan kaum eine Entschuldigung zu erlangen. Ob die Zerstörung gewaltiger Handelswerte in Schanghai je entschädigt werden wird, kann niemand sagen. Japan weiß, daß die Engländer sich nicht allein wehren können und daß sie riskieren, den Krieg in Europa zu entfesseln, sobald sie in Ostasien etwas unternehmen. Dabei haben sie in ihren asiatischen Positionen Sorgen.

Palästina ist nicht befriedet. Die Araber kämpfen weiter. Terroristenbanden tauchen auf und verschwinden, morden von Dorf zu Dorf und verstecken sich wieder. Der Plan einer Teilung des Landes in arabische und jüdische Kantone konnte bisher nicht durchgeführt werden. Man behilft sich mit der Abriegelung des Landes gegen Syrien durch dreifache übermannshohe Stacheldrahtverhaue, durch Kriegsgerichte und Zugriff auf die Führer. Bisher umsonst.

Indien scheint verhältnismäßig ruhig zu bleiben. Ja, der brutale japanische Angriff auf China weckt in den indischen Völkerschaften eher Abscheu. Die Sympathien der Hindus und Mohammedaner stehen bei den Chinesen, und fast scheint es, als ob England mit der Unterstützung des angegriffenen China sich viele verlorne indische Zuneigungsgefühle wieder erobert habe. Doch rechnen die Japaner mit einem indischen Aufstand für den Fall, daß sich Großbritannien offen auf seiten der Chinesen schlagen würde.

Ägypten, das in der Rechnung der Englandfeinde eine wichtige Rolle spielt, hat sich mit London heute völlig ausgesöhnt. Die englandfeindliche „Wafd-Partei" wurde bei den Wahlen schwer geschlagen. Der junge König mit seinen Beratern planen den Aufbau einer eigenen Armee, die mit den Engländern gemeinsam den Suezkanal schützen würde. Der britische Plan, Ägypten durch Zugeständnisse zu gewinnen, ist also gelungen, und vielleicht gelingt eines Tages das gleiche auch mit Indien.

Die arabischen Staaten sind bis heute bei der Stange geblieben und bleiben mit dem Weltreich solidarisch, trotz Palästinas.

Australien fürchtet sich vor dem japanischen Siege am meisten und weigert sich, so weit das geschäftlich möglich ist, seinen Handel mit dem gefährlichen Riesen weiter auszubauen, arbeitet an seiner Landesverteidigung und stützt den Reichsgedanken ebenso wie den Völkerbund, um ja in einem künftigen Konflikt nicht verlassen zu sein. Wiegt doch der ganze Erdteil seiner Bevölkerung nach immer noch nicht mehr als ein europäischer Kleinstaat.

Holländisch-Indien, das in seiner Existenz ganz und gar vom Schicksal des britischen Reiches abhängt, fördert die Hauptmasse des Petrols, das die Japaner benötigen. Laut Berichten aus diesen Gegenden erfreut man sich einer geschäftlichen Blüte und hat die Sorgen wegen der drohenden kommunistischen Bewegung begraben. Man fühlt sich leidlich sicher unter dem Schutze der riesigen britischen Seefestung Singapur, allwo die Engländer erstmals in zusammenfassenden Manövern den Japanern demonstrierten, welcher Macht sie gegenüberstünden, sollten sie in dieser Weltgegend etwas wagen.

Die Rolle Großbritanniens in Europa wird von den Kontinent-Völkern verstanden, wenn sie bedenken, daß wir für das weltumspannende Reich nicht mehr als eben der zweitkleinste Erdteil sind. Nach wie vor muß England danach trachten, diesen lebendigsten und gefährlichsten Erdteil im Gleichgewicht zu halten und auf lange Sicht Politik zu treiben. Aus diesem Gesichtswinkel heraus versteht man die Haltung Englands in

Spanien. Die Regierung Chamberlains hat bis heute alles vermieden, was nach Parteinahme für das eine oder andere Bürgerkriegslager aussehen könnte. Sie sah zu, wie Franco den ganzen Norden des Landes, die Provinzen der Basken, dann Santander, dann Asturien eroberte. Sie verbot konsequent die Lieferung von Kriegsmaterial an beide Seiten und drückte beide Augen vor den Lieferungen seiner Rüstungsindustrie zu. Es schritt nicht ein, als die Bomber Francos systematisch die britischen Handelsdampfer angriffen und versenkten, selbst als man jeden dritten Tag einen solchen Angriff notierte. Sie bewahrte Ruhe, als Franco seinen großen Sieg im obern Aragonien erfocht und die Mittelmeerküste erreichte. Sie hörte nicht auf die warnenden Stimmen, die behaupteten, mit der Eroberung von Barcelona und Valencia sei der Seeweg nach Indien direkt bedroht, da Franco mit den Deutschen und Italienern zu fest verhängt sei und ihnen auf Mallorca und vor Gibraltar und vor

allem in Marokko Flugstützpunkte und Unterschlüpfe für U-Bootflotten bieten werde. Sie setzt ihre Hoffnung auf die Zeit nach dem beispiellos blutigen Siege Francos und hat im Hinblick auf diesen Sieg das Abkommen mit

Italien getroffen, das erst in Kraft treten soll, wenn die italienischen Hilfstruppen Spanien verlassen haben werden. Die britische Regierung rechnet damit, daß alle Faktoren ihr helfen werden, diese Truppen zu entfernen: Franco muß sie weghaben, seiner Spanier wegen, die auf die Dauer keine fremden Besatzungen ertragen werden. Italien braucht Kredite und wird sie erst erhalten, wenn es Spanien endgültig geräumt. Italien braucht auch die Anerkennung seines Imperiums durch die britische Macht und kann seiner abessinischen Eroberung erst froh werden, wenn ein britischer Gesandter den König von Italien auch mit dem Titel „Kaiser" beehrt. Im übrigen denkt England, daß man in Rom nicht alles so heiß esse, wie man anrichte, und daß Mussolini eine scharfe Sprache meistens nur seiner Italiener wegen rede, daß er aber just der Mann sei, der besser als jeder andere die Notwendigkeit der britischen Freundschaft begreife. Daß er nicht alles auf die britische Karte setzt, verstehen wiederum die Engländer besser als alle andern. Und darum haben sie die Anlehnung Italiens an

Deutschland stillschweigend als Tatsache hingenommen und sich mit der „Achse Berlin-Rom" abgefunden, so wie sie sich mit vielen andern Dingen abfinden mußten. Sie rechnen höchstens damit, daß Mussolini eines Tages das Unbehagen kriegen und unter der Hand Sicherungen auch gegen seinen deutschen Freund suchen werde. Vielleicht sind das allzu kluge Rechnungen, aber England rechnet eben so. Daß Italien mit seinem Vertrauen gegenüber Deutschland weit geht, bewies sein Verhalten im Moment der deutschen Besetzung **Österreichs.** Der von Berlin geforderte Besuch des letzten österreichischen Kanzlers, des Herrn von Schuschnigg, bei Reichskanzler Hitler in Berchtesgaden brachte ein neues Abkommen zwischen den beiden Staaten, die Amnestie für alle gefangenen Nationalsozialisten in der nunmehrigen „Ostmark", die Aufnahme von Hitlers Parteigänger Seyß-Inquart ins Kabinett und, darauf folgend, eine stürmische Propaganda der Anschlußfreunde. Als Schuschnigg dieser Propaganda durch eine Volksabstimmung die Spitze abbrechen wollte und dabei das Manöver probierte, die „wildesten Nazis", die Leute bis 24 Jahre, vom Stimmrecht auszuschließen, und als er Anschluß bei den sozialistischen Kreisen suchte, da brach dem Faß der Boden. Von Ultimatum zu Ultimatum gejagt und schließlich zur Demission gezwungen, räumte der Verteidiger des „katholischen Staates" seinen Platz Seyß-Inquart, der die deutsche Armee ins Land rief, weil die Möglichkeit eines Widerstandes von links her auftauchte. Der Anschluß war Tatsache. Die Proteste der Westmächte wirkten nicht. Der österreichgebürtige Führer Hitler mit seinen Paladinen feierte einen unerhörten Triumph bei seinem Einzug in die Kaiserstadt Wien. Alle Welt wurde inne, daß die Verträge von Versailles und Saint-Germain, die den Anschluß verboten, nur mit papierenen Protesten verteidigt würden. Es besteht nirgends ein Zweifel, daß anno 1919 mit diesem Verbot des deutschen Zusammenschlusses ein böser Irrtum begangen wurde. Aus diesem Irrtum zog Hitler seine moralische Kraft, seine ausländischen Gegner aber ihre moralische Ohnmacht. Und die Schöpfer jener Verträge müssen heute zugeben, daß sie nicht Kraft und Mut genug besaßen, die Schöpfung des „großdeutschen Reiches" mit seinen 73 Millionen Seelen zu verhindern.

Nach dem Anschluß Österreichs wurde auch das Problem der

Tschechoslowakei über Nacht auf die europäische Tagesordnung gesetzt. Der Staat an der Moldau, der engste Verbündete Frankreichs und Rußlands, litt von Anbeginn darunter, daß das eine Staatsvolk, die Tschechen, aus bald tausendjähriger Verbindung mit dem deutschen Kulturkreis herkam, das andere aber, die Slowaken, aus fast gleich alter Verbindung mit Ungarn, und daß beide sich befehdeten. Das Gebiet der Tschechen wird dazu von einem 3 Millionen starken deutschen Gürtel umschlossen; diese „Sudetendeutschen" organisierten sich seit Hitlers Aufkommen als totalitäre Partei, die den demokratischen Prager Staat national und sozial verwarf. Außerdem regten sich die ungarische Minderheit, die 80,000 Polen von Teschen und das ruthenische Völklein der Ostkarpathen.

550 Jahre nach der Schlacht bei Näfels.
Phot. E. Steimle, Zürich

Mit dem Fall Österreichs wurden die Sudetendeutschen unter Konrad Henlein mobil und stellten Forderungen auf, die in ihrer Folge nichts anderes als die Loslösung von Prag bedeuten. Zusammenstöße begannen; anläßlich der Gemeindewahlen wurden Unruhen befürchtet, und im Mai häuften sich die Zwischenfälle so sehr, daß die Katastrophe unvermeidlich schien. Die britische Spionage berichtete von deutschen Truppenbewegungen, der britische Botschafter sprach in Berlin vor, das Gerücht von einem Kriegsrat in Berchtesgaden erregte die europäischen Hauptstädte, Frankreich und England ließen Deutschland wissen, daß sie einem Angriff auf die Tschechen nicht passiv zusehen würden, die Tschechen mobilisierten einen Jahrgang und steigerten die Bereitschaft an den Grenzen... kurz, der europäische Krieg schien in Sicht, und es brauchte nur noch die Unbesonnenheit eines Verantwortlichen, um die Feuergarbe losbrechen zu lassen. Die Gerüchte sagen, Hitler habe in Berchtesgaden den Befehl zum Anhalten gegeben und den Frieden gerettet.

Seither verhandeln die Prager Regierungskreise über ein „Nationalitätenstatut", das den „sechs Völkern" ihre eigenen Landtage und das volle Recht auf kulturelle Selbständigkeit, nicht aber staatliche Autonomie bringen werde. Ob diese Lösung für die Sudetendeutschen, die zum Reiche wollen, annehmbar sein wird, ist eine Frage, die erst nach dem Siege Francos in Spanien, wie ihn der Faschismus erhofft, entschieden werden wird. Können Deutschland und Italien, mit Spanien verbündet, auf den Pyrenäen Stellung fassen, dann erscheint die Möglichkeit für

Frankreich, der verbündeten Tschechei Hilfe zu bringen, einfach Null zu sein. Deswegen wird

auch die Frage der Sudetendeutschen auf die lange Bank geschoben, bis anderswo wichtige Entscheidungen fallen. Frankreich ist, wie England, in außenpolitischen Fragen immer mehr passiv geworden und mehr und mehr zurückgewichen, und hat infolgedessen seine Positionen im Osten großenteils verloren. Es hat mit England ein enges Militärbündnis abgeschlossen, aber dieses Bündnis dient rein defensiven Zwecken. Zu Zeiten schien es, als ob die Briten nicht einmal mithelfen würden, die Tschechoslowakei zu verteidigen. Der Grund für diese französische Haltung ist in der innern, sozial begründeten Uneinigkeit zu suchen; diese Uneinigkeit findet keine Schlichtung, und darum dauert auch die Schwäche des Staates im europäischen Konzert an.

Die „Volksfront" ist halb und halb zerfallen. Das Kabinett Daladier, das noch von der Duldung der Sozialisten und Kommunisten lebt, hat durch die dritte Franc-Senkung die Fluchtkapitalien wieder ins Land gezogen und von der Wirtschaft die Furcht vor weitern sozialen Experimenten weggenommen. Allein die Stimmung des Burgfriedens verdeckt die tiefern Gegensätze, vor allem, daß auf der Rechten weite Kreise sich nach der Ordnung der totalitären Staaten sehnen und einem Kriege gegen Deutschland und Italien durch Abschluß eines Viererpaktes zu entgehen wünschen. Diese Kreise warten nur darauf, daß sie an die Regierung kommen, um den „Russenpakt" aufzulösen, die Tschechen preiszugeben und den Deutschen die Aufgabe zu stellen, in Rußland den Bolschewismus zu stürzen. Sie beschuldigen die gemäßigte Linksregierung beständig, dem „roten Spanien" Hilfe zu leisten. Ihre Gegner zur Linken aber sind heillos zerfahren; die von der III. Internationale kommandierten Kommunisten haben, wie überall, ihren Verbündeten Knüppel zwischen die Füße geworfen und darum bis weit nach links die Stimmung gegen Rußland gewendet. So scheint es denn heute durchaus möglich, daß Frankreich nach rechts abbiegen und zwar keine faschistische, sondern nur eine „profaschistische" Regierung erhalten wird, die in Verbindung mit England den siegreichen Franco den Händen seiner deutschen und italienischen Freunde zu entziehen und zugleich im Bunde mit diesen Freunden das Kriegsgewitter nach dem Osten zu lenken versuchen wird. Noch ist es lange nicht so weit, und wir zittern vor dem Gedanken, der „deutsche Marsch nach Prag" sei nicht aufgegeben und werde Frankreich zum Marschieren zwingen.

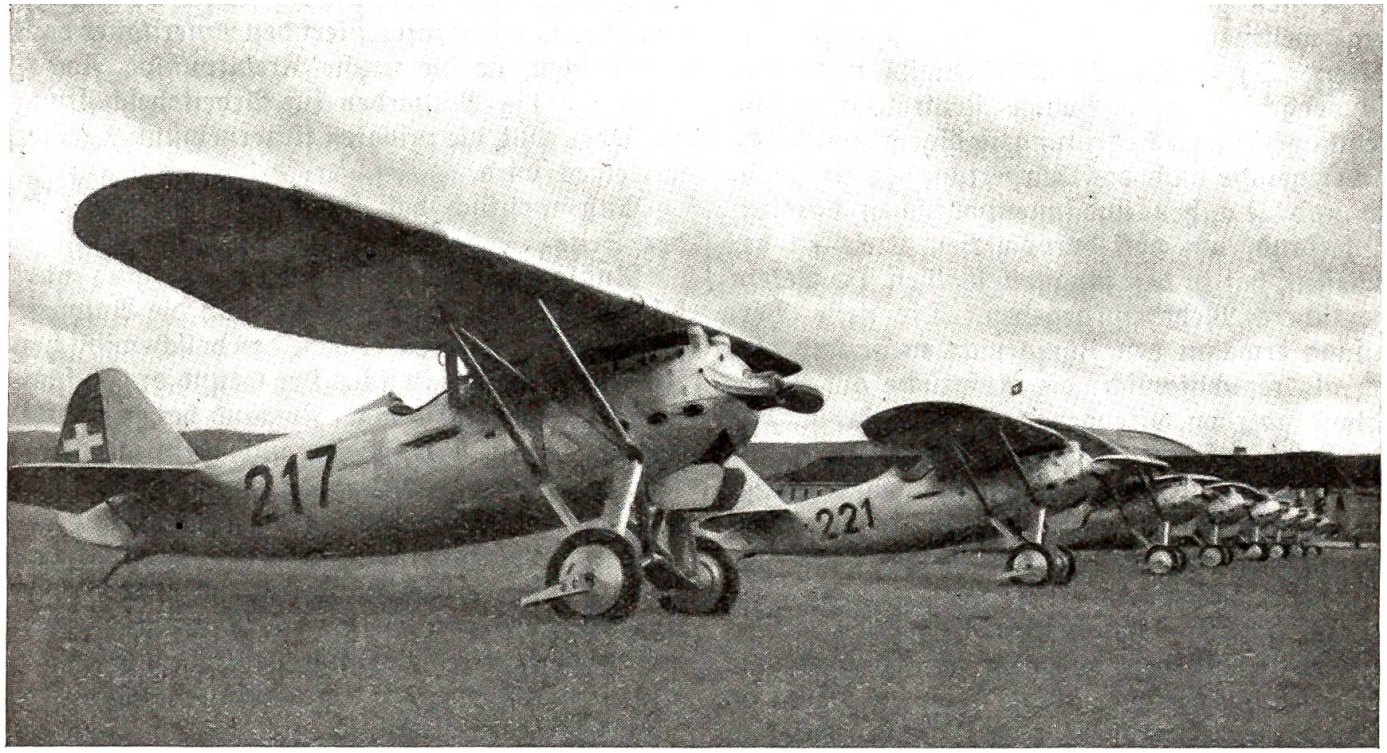
Ungarn, um das sich die deutschen Diplomaten bemühen, hat den Besuch des deutschen Armeechefs von Keitel erhalten, und sofort wurde geargwöhnt, dieser Besuch könnte ein weiteres Glied in der Einkreisung der Tschechen sein. Das Land erwehrt sich im übrigen seiner rechtsradikalen Elemente und hat durch eine neue Judengesetzgebung den Nationalsozialisten das Wasser abzugraben versucht.

Rumänien steht seit einiger Zeit unter Königsdiktatur, nachdem ein klerikales, antisemitisches Kabinett Goga nach kurzer Zeit gestürzt und auch ein zweites versagt hatte. Die „Eiserne Garde", die den Bruch mit Frankreich und das Bündnis mit Deutschland auf ihre Fahne geschrieben, ist aufgelöst, ihr Führer Codreanu eingekerkert und politisch tot. König Carol will sich freie Hand vorbehalten und nicht ins deutsch-italienische Fahrwasser gedrängt werden.

Jugoslawien pflegt seine Freundschaften mit Italien und Bulgarien und hofft, mit diesen Freunden Deutschlands im Bunde, den neuen Druck Großdeutschlands an seinen slowenischen Seiten minder zu spüren; für die französische Bündnispolitik aber scheint es verloren zu sein und so wenig wie Rumänien für die tschechischen Verbündeten einspringen zu wollen.

Die Türkei hat sich langsam zur führenden Macht im Balkanbund entwickelt, in deren Schutz sich **Griechenland** irgendwie geborgen fühlt... im Südosten scheint der letzte Weltkrieg überhaupt die Völker einander eher genähert zu haben. Daß man die Türkei respektiert, beweist die Bereitschaft Frankreichs, ihr den syrischen Sandschak Alexandrette auszuliefern.

Polen ist irgendwie eine Sphinx, politisch und sozial. Es versucht, zwischen Rußland und Deutschland eine Barriere aufzurichten und beiden den Durchmarsch unter allen Umständen zu verwehren. Deswegen betont es bald seine deutsche, bald seine französische Sympathie und Vertragstreue. Deswegen hat es aber auch das sowjetfreundliche **Litauen** gezwungen, auf Wilna vertraglich zu verzichten, die diplomatischen Ver-



Internat. Flugmeeting in Zürich 1937.
Schweizerisches Jagdgeschwader.
Phot. E. Steimle, Zürich.

bindungen aufzunehmen, die Eisenbahnen und Straßen zwischen beiden Ländern wieder zu öffnen und in seiner Verfassung Kaunas, statt Wilna, als Hauptstadt zu bezeichnen. Innenpolitisch regieren die großgrundbesitzenden Parteien, die Führer der Bauern und Sozialisten leben im Exil, die Faschisten werden niedergehalten. Bis heute kam der Staat nie aus den wirtschaftlichen Depressionen heraus.

Schweden lebt in unveränderter Konjunktur. Es betreibt ein vorbildliches Siedlungswerk, das viel Geld kostet, aber der Wirtschaft noch mehr Geld zu verdienen gibt. Welches Land in der Welt könnte es sich leisten, Tausenden von Waldarbeitern Häuser und Gärten zu bauen, aus Steuerüberschußgeldern, und diese Häuser zinslos und auf fünf Jahre ohne Amortisation zu übergeben? Die zinsbefreiten Siedler sind für fünf Jahre gute Kunden des Gewerbes und der Industrie. Das ganze Land hat das verstanden. Es feiert den 80. Geburtstag seines Königs Gustav, der zu seinen vertrautesten Bridgepartnern den sozialistischen Ministerpräsidenten Hanssen zählt. Wahrlich, ein Idyll in dieser aufgewühlten Welt!

Norwegen, Dänemark und Finnland gehen mit einem Worte „schwedische Wege". Außenpolitisch haben sie eine Schwenkung vollzogen, um sich der Mitverantwortung für mißliche Geschäfte zu entziehen, welche die Großmächte im Völkerbund anzetteln und verderben. Sie haben in Genf den Rückzug angetreten und die italienische Eroberung Abessiniens anerkannt.

Die **Niederlande** gingen denselben Weg. Im übrigen bejubelte das ganze Land die neugeborne Tochter der Prinzessin Juliane; das Reich hat wieder eine Erbin; Erben scheinen ihm versagt zu sein. Aber der monarchische Gedanke kann sich wieder an einem Kinde halten, und die radikalen Strömungen, die immer wieder aus der wirtschaftlichen Lage Nahrung ziehen, kommen nicht auf, die Bewegung „dietsches Rijk" ebensowenig wie früher die Faschisten Musserts.

Belgien geht unter seinem neuen Premier, dem weltmännischen, gar nicht „parteibüffelhaften" Sozialisten Spaak ebenfalls irgendwie „schwedische Wege". Völlige Neutralität, soziale Leistungen, deren Bedeutung für die eigenen Reichtümer gerade auch das Bürgertum begreifen soll, das sind die außen- und innenpolitischen Parolen.

Irland, um den europäischen Kreis zu beschließen, hat in den jüngsten Wahlen De Valera die sichere Mehrheit gegeben. Die neue Verfassung erwähnt den König nicht mehr und gibt sich als republikanisch; die Ansprüche auf Nord-Irland werden offengehalten. Wichtig ist, daß De Valera erklärte: Irland wird seine Küsten nie zu einem Angriff gegen England hergeben. Langsam scheint die Insel, dank britischer Verzichte, sich zum natürlichen Verbündeten des Weltreichs entwickeln zu wollen.

In Amerika erregte **Brasilien** eine Zeitlang das größte Aufsehen, und zwar als sein Präsident Vargas durch einen Staatsstreich die Macht an sich riß, das Parlament verjagte und, was sehr wichtig war, gleich auch die Schulden durchstrich. Die fürchterliche „Kaffeekrise" erfordert bestimmt eine starke Hand, und Vargas scheint sie zu besitzen. Er schlug einen zweiten Staatsstreich der prodeutschen Faschisten, die ihm das erstemal geholfen, nieder. Damit landete seine Außenpolitik wieder an der Seite der

Vereinigten Staaten. Unter der Führung Roosevelts, der erneut Angriffen ausgesetzt ist, weil die wirtschaftliche Krise seit einem halben Jahr ständig wächst, macht die amerikanische Großmacht eine außenpolitische Wandlung durch. Nicht nur betonen die führenden Politiker immer erneut, daß USA auf seiten der demokratischen Staaten stünden: die Aufrüstung wird mit allen Mitteln gefördert, die Kriegsmaterialfabrikation gesteigert, die überschüssige Flugzeugproduktion an England und Frankreich geliefert. Die öffentliche Meinung hat sich aber trotzdem, wie in England, immer noch gegen ein entschiedenes Auftreten gewehrt, auch in China, wo zahlreiche amerikanische Bürger geschädigt, die amerikanische Flagge von Japanern zu kaum gezählten Malen beschimpft, Schiffe angegriffen, auf dem Jangtse sogar eines versenkt wurde. Das Land ist eben, ähnlich wie Frankreich, mit der Lösung innerpolitischer und wirtschaftlicher Fragen beschäftigt, und alles in allem interessiert den Amerikaner doch am meisten, ob die neuste Kreditpumpe Roosevelts, die 4½ Milliarden für Arbeitsbeschaffung ausgeben will, die privaten Unternehmungsgeister mitreißen wird.

Außenpolitisch hält sich die Union betont an der Seite

Rußlands, wie merkwürdig das auch aussehen mag und wie belastend auch die Anwürfe gegen Roosevelt seien, er habe den bolschewistischen Infektionsbazillus in sich. Der Grund des Zusammengehens heißt Japan. Rußland hat in Wladiwostok eine Flugzeugbasis mit mehr als 1000 Apparaten in Flugweite von Tokio versammelt, und die fernöstliche Armee wird als selbständige Einheit mit eigener industrieller und Versorgungsbasis organisiert. Siegt Japan in China, dann sind Rußland oder USA seine nächsten Gegner, und beide bereiten sich auf ein Zusammengehen, vielleicht auf eine Tat zur Rettung Chinas vor, und die russischen Flugzeuge, die am Hoangho und am Jangtse praktisch „üben", sind Gegenstand eifrigen amerikanischen Studiums. Vielleicht täuschen sich die Amerikaner in Rußland, und vielleicht haben die Gegner Stalins recht, die behaupten, die Sowjets könnten niemals Krieg führen, weil ihre soziale und wirtschaftliche Struktur durch und durch unterhöhlt sei.

Wer kann das wissen? Stalin hat nicht nur die meisten Zeitungskorrespondenten ausländischer Blätter ausgemerzt, er schließt die Grenzen für fremde Touristen fast völlig, alles aus Spionenfurcht: die Vernichtung zahlloser früherer Staatsfunktionäre, die Prozesse am laufenden Band, die mit blutigen Terrorurteilen enden, zeugen nicht von sicherm Staatsgrund, eher vom Gegenteil. Man hat indessen nicht einmal mehr Sicherheit in bezug auf die Tatsache, ob all diese Prozesse Wirklichkeit oder nur Gerüchte seien!

Daß Rußland sich beispielsweise in **Mexiko** einmische und den Präsidenten Cardenas veranlaßt habe, die Petroleumgesellschaften zu enteignen, ist purer Schwindel. Daß aber der General Cedillo, der einen Aufstand gegen Cardenas organisiert hat, von den Petrolgesellschaften Geld und Waffen erhält, scheint fast selbstverständlich. Die Wahrheit über den Petrolhandel ist einfach:

Die mexikanischen Arbeiter erhielten nur etwa den dritten Teil des Lohnes, der in USA bezahlt wird, traten darum in den Generalstreik und wurden von der Regierung unterstützt, und als der Schiedsspruch, der höhere Löhne verfügte, von den Gesellschaften abgelehnt wurde, kam die Enteignung. Was draus werden wird, weiß die Welt noch nicht. Man fürchtet, Cedillo werde ein „zweiter Franco" sein!

Um aus dem gefährlichen Wetterwinkel Mexiko in ein milderes Klima zu kommen, kehren wir heim in unsere liebe **Eidgenossenschaft.** Da haben wir allerlei Erfreuliches und weniger Erfreuliches zu melden. Das wichtigste außenpolitische Ereignis war die Wieder-Erringung unserer uneingeschränkten Neutralität. Die Gefahr bestand, daß wir zwischen den Großmächtegruppen wählen und uns dem einen oder andern Block anschließen müßten. Im Falle der Sanktionen gegen Italien waren wir ja auf seiten des Völkerbundes gestanden, und die uns in Genf gewährten Zugeständnisse hatten nicht genügt, um uns vor Spannungen mit Italien zu bewahren. Wenn auch Bundesrat Motta seine lateinischen Sympathien sprechen ließ, wir standen doch bei denen, die Sanktionen praktizierten. In allen künftigen Fällen, wenn der Völkerbund das geringste unternimmt, sind wir von jeglichen Verpflichtungen entbunden. Wir haben es schriftlich vom Völkerbund selber, und alle Parteien haben der bundesrätlichen Haltung zugestimmt.

Die „integrale Neutralität", die wir künftig als Richtlinie unseres außenpolitischen Verhaltens zu beachten haben, bildet für uns einen moralischen Schutz und sichert uns vor Angriffsgründen, die das eine oder andere Lager der Großmächte gegen uns finden könnte. Das gilt sogar in einer Welt, die dem Moralischen immer weniger Wert zumißt. Die Neutralität verlangt aber vermehrten Schutz der Grenzen. Das ganze Land begrüßt denn auch den raschern Ausbau der Grenzschutzkompanien und die Ausführung der notwendigen Befestigungswerke. Man macht wenig Lärm um diese kleinen Festungen, die Unterminierung der Straßenkreuzungen und -biegungen, der Weg- und Bahnbrücken grenzeinwärts, aber man weiß, daß gearbeitet wird, und zwar nach allerneuesten kriegstechnischen Erfahrungen. Die stark mit Eisen durchsetzten Betonmauern, die schweren Granateinschlägen widerstehen, oben am Splügen, drunten im Thurgau oder im Fricktal oder im Jura, allüberall dienen sie dazu, einen ersten Überfall aufzuhalten, zu bremsen, die Mobilisation zu sichern. Das Unerhörte wird nicht geschehen, daß eines Morgens auf den Bahnhofplätzen von Zürich und Bern gepanzerte Abteilungen auffahren, ohne daß sie jemand heranfahren sah. Im modernen Krieg aber besteht just diese Gefahr für kleine, schlecht bewaffnete Staaten.

Unsere militärische Lage hat sich seit dem Fall Österreichs dadurch verschlimmert, daß zwei Drittel unserer Grenzen von zwei unter sich verbündeten Großmächten umklammert werden, und ein Zusammenwirken beider brächte uns in eine furchtbare Lage. Hoffen wir, daß wir dieser Lage nie gegenüberstehen werden.

Wir können die Gefahr vermindern, indem wir einig sind. Es war ein höchst eindrucksvoller Moment, als nach dem Falle Österreichs der Bundesrat eine Erklärung abgab, die Schweiz werde unter allen Umständen ihre Unabhängigkeit verteidigen, und als sich alle Parteien dieser Erklärung anschlossen und dem Lande unabänderliche Treue versprachen. Auch das Ausland nahm von dieser Kundgebung Notiz, und die Vergleichung der österreichischen und schweizerischen Lage, die auf ganz anderen historischen Werdegängen beruhen, ließ erkennen, daß auch Deutschland die Schweiz nicht mit Österreich gleichsetze.

Die Anerkennung des Rätoromanischen als vierte Landessprache wurde groß aufgezogen. Aber sicher nicht zu groß, wenn wir daran denken, daß dieser Akt symbolische Bedeutung hatte. Bestätigte er doch, daß unser demokratisches Staatswesen jede Eigenart nationaler oder sprachlicher Natur respektieren, jedem Volksgliede sein Eigenleben garantieren wolle und müsse. Denn unser Reichtum und unsere Kraft beruhen auf der Vielfalt.

Würden wir nicht die Vielfalt und das Recht auf die lokalen Eigentümlichkeiten als Grundsätze hochhalten, der europäische Nationalismus würde unweigerlich bei uns Einzug halten. Das bewies der Kampf um das eidgenössische Strafgesetz, das am 3. Juli 1938 zur Abstimmung kam. Die Gegner fochten gegen des Gesetz, als ob

es die kantonale Eigenart bedrohe, trotzdem es nur eine Art Abkommen über „gleichartige Strafrechtspraxis" darstellt, wenn man so will; Richter, Richterwahlen und so weiter blieben nach wie vor kantonale Sache. Trotzdem ließen sich ungezählte Wähler im Namen der kantonalen Selbständigkeit aufputschen, ein Beweis dafür, wie wichtig für uns die Kantone sind. Hoffentlich geht die Angst vor Bern und einer angeblichen „deutschen Vorherrschaft" bei unsern welschen Brüdern rasch wieder zurück.

Es wäre jammerschade, wenn das nicht geschähe! Die sozialen Spannungen sind ja nun auf ein Mindestmaß gesunken. Am ersten Mai führten die demonstrierenden Arbeiter in Zürich die Schweizerfahne neben der roten mit. Die Linke wird zur eifrigsten Antreiberin der Ausgaben für die Landesaufrüstung. Bern nimmt zwei sozialistische Regierungsräte ins Neunerkollegium auf, und zwar dank freiwilligen Entgegenkommens der bisherigen Regierungsparteien. Alles scheint in der Richtung des Gemeinsamen zu marschieren, überall will man das Trennende vergessen.

Da war es denn für viele eine gewaltige Enttäuschung, als der Nationalrat die Finanzreform des Bundes verwarf und verhinderte, daß wir endlich wieder auf sicherm Grund und Boden unsern eidgenössischen Haushalt führen können. Hoffen wir, der Fehler werde bald ausgemerzt.

Der Königstiger.

Ein Erlebnis auf hoher See.

Es war noch in der Vorkriegszeit, als ein deutscher Frachtdampfer auf dem Wege nach Chile sich anschickte, das berüchtigte Kap Horn zu umfahren. Dem heißen Tage folgte eine warme dunkle Nacht, es herrschte Ruhe im Schiff. Auf der Kommandobrücke standen der Steuermann und der erste Offizier. Ein greller Scheinwerfer leuchtete kilometerweit, um entgegenkommende Schiffe zu warnen. Der Frachtdampfer hatte volle Ladung an Bord und unter Deck in großen Käfigen einen Transport wertvoller wilder Tiere für die zoologischen Gärten Valparaiso und Santiago. In einem festen Käfig war ein ungezähmter bengalischer Königstiger untergebracht.

In dieser Nacht war der Tiger plötzlich aus seinem Käfig entwichen. Es stellte sich später heraus, daß die Ketten des Kranes, die den Käfig in Hamburg in den Laderaum des Schiffes hoben, die Rückwand beschädigt und so den Tiger freigegeben hatten, als die Riesenkatze dagegen drückte. Das Tier nahm nun seinen Weg durch die engen Gänge des Dampfers und geriet in eine offenstehende Kabine, in der zwei Stewards in zwei übereinanderstehenden Betten schliefen. Als ein Schemel umfiel, erwachten die Leute. Der im unteren Bett Liegende starrte entsetzt in das Gesicht des Tigers. In Todesangst schrie der Mann um Hilfe, aber ein Prankenschlag zertrümmerte ihm den Schädel. Der andere besaß die Geistesgegenwart, dem Tiger seine zwei Schlafdecken über den Kopf zu werfen und in der Zeit, in der sich der Tiger frei machte, darüber hinweg aus der Kabine hinauszuspringen.

Auf seinem weiteren Wege im Schiff gelangte der Tiger über eine Treppe auf das Deck des Dampfers und lief hier gerade den wachthabenden Offizier an. Der entdeckte ihn dank seiner hellen Laterne noch frühzeitig genug und enterte die Wanten hinauf. Der Tiger kam unter die Kommandobrücke, die etwa sechs Meter über Deck lag. Hier zog ihn der grelle Lichtkegel des Scheinwerfers besonders an. Mit einem einzigen Satz schnellte er hinauf. Sich an dem eisernen Geländer haltend steckte er seinen Kopf in den Scheinwerfertrichter. Aber ebenso schnell, wie er hochgekommen, sprang er, vollständig geblendet, wieder zurück. Langsam ging er auf das im Vorderdeck liegende Mannschaftslogis zu. Im Logis schliefen etwa 20 Matrosen. Die Tür stand wegen der Hitze weit offen, und ausgerechnet vor diese Tür legte sich der Tiger wie ein Wachhund. Nachdem sich der erste Offizier und der Steuermann vom ersten Schreck erholt hatten, alarmierten sie sofort die Schiffsbesatzung des Hinterschiffes und den Kapitän. Der erste Offizier richtete den Scheinwerfer auf den Tiger, der blinzelnd und geblendet im Lichtkegel liegen blieb. Die zwanzig Matrosen wurden telephonisch verständigt, sich ruhig zu verhalten und die Tür zu schließen, was nach einigen Schwierig-